

Der mit den Fingern tanzt

Für Holzfäller und Kunstdiebe spielte er ebenso wie für US-Präsident Bill Clinton und die spanische Königsfamilie. Seine Gitarre-Studierenden animiert er zu Musik, die von Herzen kommt, statt „Konzerten aus der Mikrowelle“: Mozarteum-Professor Eliot Fisk.

THOMAS MANHART

Dieses Interview kommt eigentlich ein Jahr zu früh. Erst 2014 darf sich Eliot Fisk innerhalb weniger Monate über ein doppeltes Jubiläum freuen. Dann feiert der weltweit in Konzertsälen erfolgreiche Gitarrist nicht nur seinen 60. Geburtstag, der in Philadelphia geborene Künstler und Pädagoge kann auch auf exakt ein Vierteljahrhundert als Gitarrenprofessor an der Universität Mozarteum Salzburg zurückblicken. Doch warum länger warten, wenn der Mann, den Andrés Segovia als „einen der brilliantesten, intelligentesten und begabtesten Gitarristen unserer Zeit“ bezeichnete, schon als 59-Jähriger so viel Interessantes zu erzählen hat?

UN: Beginnen wir nicht mit dem Konzert für US-Präsident Bill Clinton, dass Sie 1996 anlässlich eines Empfangs bei der spanischen Königsfamilie gespielt haben, sondern mit dem ungewöhnlichsten Aufführungsort ihrer Karriere. Wie war das mit den Holzfällern?

Eliot Fisk: Ich ermuntere meine Studierenden, überall zu spielen, wo die Leute zusammenkommen. Vor allem zu Beginn meiner Karriere habe ich das auch oft gemacht, etwa als ich mit Anfang 20 zwei Wochen lang bei den Holzfällern in Alaska spielte. Da brachte mich jeden Vormittag ein Wasserflugzeug in kleine Siedlungen am Ufer eines Flusses – mit vielleicht 100 Menschen. Dort habe ich dann vormittags in der Schule etwas gemacht und abends für die Erwachsenen ein kleines Konzert gespielt.

UN: Der besondere Reiz solcher Erfahrungen ist nachvollziehbar, aber haben Sie davon auch als Künstler profitiert?

Fisk: Es war immer eine große Herausforderung, ob ich meine Musik auch Menschen näher bringen kann, die keinen Bezug dazu haben. Wie muss ich reden, wie muss ich spielen, wie muss ich auftreten? Bei den Holzfällern oder auch in den Gefängnissen, in denen ich gespielt habe, weiß man nach zehn Sekunden, ob einen die Leute akzeptieren oder nicht. Diese Art von Ausstrahlung ist in einem Konzertsaal genauso wichtig. So musste ich drei Tage nach Alaska in New York auf einer großen Bühne spielen und hatte dafür enorm an Sicherheit gewonnen.

Großes Vorbild und ein wichtiger Fürsprecher: Andrés Segovia

UN: In Gefängnissen haben Sie auch gespielt?

Fisk: Ja, wobei ich mich besonders an Kalifornien erinnere. Da kam plötzlich ein Gefangener auf mich zu und sagte: „Ich habe in Ihrem Lebenslauf gelesen, dass Sie in Yale bei Ralph Kirkpatrick studiert haben. Bitte sagen Sie ihm, dass ein reformierter Kunstliebhaber im Gefängnis von Kalifornien ein ganz großer Fan von ihm ist.“ Als ich das Kirkpatrick erzählte, hat ihn das sehr amüsiert.

UN: An der Yale University wurden Sie bereits als 22-jähriger Absolvent damit beauftragt, eine Abteilung für Gitarre zu gründen. In diesen Jahren lernten Sie auch den berühmten spanischen Gitarristen Andrés Segovia (gest. 1987) kennen. Wie hat er Sie beeinflusst?

Fisk: Das kann man mit Worten kaum erklären. Schon meine erste Schallplatte von Segovia, die ich mit sieben Jahren bekam, hat mich



che akademisch vorgegebenen Formeln ist ein Gespür des Lehrenden für das, was beim jeweiligen Studenten einmalig ist. Jeder hat Schwächen, die man auszubessern versucht, aber es hat auch jeder irgendeine besondere Begabung. Dafür muss man einen Riecher haben.

UN: Sie schwören also auf positive Kritik?

Fisk: Natürlich muss man auch ab und zu negativ kritisieren, aber es ist genauso wichtig, dass man die Studierenden aufbaut. Sie brauchen eine Quelle für ihr Selbstbewusstsein, denn wenn sie auf die Bühne kommen, sind sie allein. Da kann man ihnen nicht mehr helfen. Aber man kann zuvor die Lebensfreude unterstützen und dazu beitragen, dass sie den Auftritt genießen. Für ein erfolgreiches Konzert brauche ich das technische Rüstzeug und ich muss wissen, was ich kann bzw. was ich nicht kann.

UN: Was hat sich in den 24 Jahren, seit Sie ans Mozarteum gekommen sind, im Bereich der Gitarrenklassen verändert?

Fisk: Ich glaube, dass sich nicht nur das technische Niveau der Studierenden sehen lassen kann, sondern dass das Niveau der Ausbildung insgesamt unheimlich gestiegen ist. Es wurden sehr viele internationale Preisträger hervorgebracht und Professorenstellen auf der ganzen Welt mit Mozarteum-Absolventen besetzt. Die meisten dieser Professoren sind erfolgreiche Konzertgitarristen mit internationalen Karrieren auf höchster Ebene. In Salzburg gibt es aktuell mit dem Miscelanea Quartet ein junges Gitarrenquartett, das sich etabliert hat, sowie meine ehemaligen Studenten Yvonne Zehner, die das Halleiner Gitarrenfestival leitet, und Matthias Röder, der das Eliette und Herbert von Karajan Institut leitet. Das Mozarteum ist inzwischen eine richtige Hochburg der Gitarrenkunst geworden.

Kritik am Repertoire ist längst nicht mehr gültig

UN: Wie wichtig war dafür auch die positive Entwicklung beim Repertoire für Gitarre?

Fisk: Es war mir immer ein Anliegen, dass die Gitarre eine gleiche Wertschätzung wie die anderen Instrumente genießt. Lange Zeit wurde bemängelt, dass das Repertoire angeblich nicht so gut sei, aber bei allem, was wir von den anderen Instrumenten „gestohlen“ haben und was jetzt speziell für Gitarre geschrieben wurde, lässt sich das nicht mehr behaupten.

UN: Wenn Sie „gestohlen“ sagen, meinen Sie die vielen Transkriptionen von Werken, die ursprünglich für andere Instrumente komponiert wurden. In diesem Bereich waren Sie auch selbst sehr aktiv.

Fisk: Ich habe mich sehr mit der Musik von Bach auseinandergesetzt – nicht nur die ganzen Sachen für die Laute, die ja ein Schwesterinstrument der Gitarre ist. Ich habe das ganze Repertoire für Violine gestohlen, die ganzen Solosonaten, Partiten, Sonaten mit Cembalo-Begleitung und Orgel-Triosonaten. Ich habe Mozart und Schubert gestohlen, erstaunlicherweise klingen viele Schubert-Lieder sehr gut auf der Gitarre. Außerdem habe ich die 24 Violin-Capricins von Paganini für Gitarre bearbeitet, damals als Ruggiero Ricci hier Mozarteum-Professor war. Wir waren sehr eng befreundet, und Ricci hat mir immer wieder auch andere Violinwerke vorgeschlagen, um sie für Gitarre zu bearbeiten. Und dann ging es natürlich weiter mit neuen Stücken, die Komponisten wie George Rochberg, Luciano Berio oder Kurt Schwertsik für mich geschrieben haben.

UN: Womit sich der Kreis von der Vergangenheit zur Gegenwart schließt. Ist die Gitarre in Ihren Augen eigentlich zu hundert Prozent ein „klassisches“ Instrument?

Fisk: Das ist gerade das Interessante an der Gitarre. Sie hat den Fuß sozusagen in jeder Welt, ist das Volksinstrument schlechthin, bietet aber auch die Möglichkeit, sehr edle Dinge zu spielen. Es ist ein ewiges Neuentdecken. Diese Frische, die suche ich – und die finde ich bei der Gitarre.

beeindruckt. Zwölf Jahre später saß ich dann in einem Hotelzimmer in New York und durfte ihm vorspielen. In den 15 Jahren danach hatten wir eine Art Freundschaft. Ich habe mehrere Briefe von ihm bekommen, und obwohl er so berühmt war, hat er immer Zeit für mich gefunden und mich sehr liebevoll unterstützt. Besonders dort, wo ich wegen meiner spontanen und romantischen Art zu spielen, auf großen Widerstand gestoßen bin.

UN: Weshalb sind Sie künstlerisch auf solchen Widerstand gestoßen?

Fisk: Es war ein Zeitalter, in dem alles in Richtung einer neuen Sachlichkeit ging, und das war nie mein Ding. Das war mir zu kalt, zu weltfremd. Ich liebe Musik, die von Herzen kommt, und ich liebe den Menschen, deshalb sage ich immer: Ich will keine Konzerte aus der Mikrowelle, es soll „frisch gekocht“ werden. Virtuosität besteht für mich darin, dass jedes Konzert ein bisschen anders ist – nicht ein Aufwärmen von etwas, das man x-mal geprobt hat.

UN: Sie bezeichnen die Gitarre auch gern als das „persönlichste“ Instrument. Wie begründen Sie das?

Fisk: Nehmen Sie zum Beispiel ein Streichinstrument. Da kauft man sich den Bogen, aber der Gitarrist kann sich nicht die Fingernägel

bzw. die Finger kaufen. Die Gitarre ist, als ob man zwei Instrumente gleichzeitig spielen würde, weil die Technik der linken Hand im Vergleich zur rechten Hand so extrem anders ist. Jeder Finger muss total synchronisiert werden, nicht wie beim Klavier mit einer ähnlichen, vielleicht gespiegelten Technik für beide Hände. Bei der Gitarre machen die beiden Hände etwas ganz anderes, und jeden Ton kann man auf sechs oder sieben verschiedene Arten spielen. Ich glaube nicht, dass es ein anderes Instrument gibt, das so viele Klangfarben und Facetten anbietet. Es gibt dieses alte, aber immer noch gültige Klischee, dass eine Gitarre wie ein Orchester durch ein umgekehrtes Fernrohr ist, quasi ein Miniatur-Orchester. Das versuche ich auch in meinem Unterricht zum Ausdruck zu bringen

„Ich bin kein Orakel, das die Weisheit mit Löffeln verteilt“

UN: Bleiben wir gleich beim Unterricht. Was ist Ihnen dabei besonders wichtig?

Fisk: Ich will, dass ein reger Gedankenaustausch passiert und wir gemeinsam nach den Verbesserungen suchen. Ich bin für die Studierenden kein Orakel, das die Weisheit mit Löffeln verteilt. Viel wichtiger als irgendwel-